

Bericht für den FKJ von der 61. Berlinale: 10.-20.2.2011 von Walter Gasperi

Zwar gab es bei der heurigen Berlinale keine wirklich katastrophalen Filme zu sehen, doch leider auch keine herausragenden Meisterwerke zu entdecken. Sehr durchschnittlich war der Wettbewerb, in dem die großen Namen fehlten und jüngere Regisseure den Ton angaben.

Wettbewerb:

El Mundo misterioso: Vor fünf Jahren war der Argentinier Rodrigo Moreno mit seinem Debüt „El Custodio“ im Wettbewerb der Berlinale. Sein zweiter Film ist noch um Einiges spröder. Moreno begleitet den Mittdreißiger Boris, dem seine Freundin am Beginn erklärt, dass sie eine Auszeit brauche. Auf die Frage wie lange, kann sie ihm keine Antwort geben. Boris nimmt sich ein Hotelzimmer, kauft einen alten klapprigen rumänischen R6-Nachbau und lässt sich treiben, geht mal Frauen nach und verbringt mit ihnen eine Nacht im Hotel, trifft in einer Buchhandlung einen Schulfreund, der ihn zu einer Party einlädt, begibt sich auf einen Trip nach Uruguay, bei dem er sich aber auch im Nichts verliert. Lakonisch und wortkarg in langen und vorwiegend starren Einstellungen erzählt beschwört Moreno den Zustand der Leere und Orientierungslosigkeit, der Lethargie und Antriebslosigkeit, **ermüdet aber mit der Ereignislosigkeit und den Wiederholungen auch den Zuschauer.**



The Forgiveness of Blood: Nachdem Joshua Marston in seinem Debüt „Mary Full of Grace“ von kolumbianischen Frauen erzählte, die die Not veranlasst einen gefährlichen Job als Drogenkurier zu übernehmen, blickt er nun auf die in Albanien immer noch praktizierte Blutrache, das so genannte Kunun. In Albanien und auf albanisch mit eindrucksvoll spielenden Laienschauspielern gedreht, erzählt Marston im Vordergrund vom Coming-of-Age zweier Geschwister, vermittelt gleichzeitig im genauen Blick die Widersprüchlichkeit einer Gesellschaft, in der zwar einerseits die Moderne mit Handys, Videogames und Computer längst eingezogen ist, andererseits an mittelalterlichen Praktiken immer noch festgehalten wird.

Weil sein Vater an einem Mord beteiligt ist, dürfen die männlichen Familienmitglieder das Haus nicht mehr verlassen. Die daraus resultierende Isolation und Langeweile führen beim 17-jährigen Nik zunehmend zu Frustration und Aggression, während seine 15-jährige Schwester nun plötzlich die Arbeiten des Vaters, der in die Einöde geflohen ist, übernehmen muss.



V Subbotu (An einem Samstag): Nicht von irgendeinem Samstag, sondern vom 26. April 1986, vom Tag, als der Reaktor 4 des Atomkraftwerks Tschernobyl explodierte, erzählt Alexander Mindadze in seinem zweiten Spielfilm. Auch wenn die Verantwortlichen beschwichtigen, merkt der loyale junge Parteifunktionär Valerij



doch, dass die große Katastrophe passiert ist. Vom Reaktor hetzt er in die Stadt, versucht mit seiner Geliebten zu flüchten, doch sie verpassen den Zug und bleiben schließlich bei einer Hochzeit hängen, bei der Valerij's einstigen Musikerkollegen spielen. Wie bei den Brüdern Dardenne folgt die Kamera hautnah und unruhig den Protagonisten, vermittelt die Anspannung, Nervosität und Verzweiflung,

gleichzeitig aber auch die Lebensfreude bei der Hochzeitsfeier. Ein quasidokumentarischer Totentanz ist das, der auf jede Erforschung der Hintergründe und Analyse verzichtet und sich ganz auf die Innenperspektive, den Blick und das Erleben der Protagonisten, die bis zum Ende nicht erkennen, dass ihr Tod unmittelbar bevorsteht, konzentriert.

Come Rain, Come Shine: Ein junger Koreaner bringt seine Frau zum Flughafen – und während des Gesprächs erklärt sie ihm, dass sie ihn verlassen wird. Einige Zeit später verbringen sie den letzten gemeinsamen Abend in ihrem schicken Haus. Man redet über die Vergangenheit, nur ein verirrtes Kätzchen und die bald ihr Haustier suchenden Nachbarn stören die Zweisamkeit.



Ruhig und gelassen bleibt das seit fünf Jahren verheiratete Paar stets, lässt sich nichts anmerken von dem Entschluss – und auch in den ruhigen genau kadrierten und überlegt ausgeleuchteten Bildern spürt man nichts von der inneren Aufwühlung stilistisch sehr geschlossenen, aber mit seiner sehr langsamen Erzählweise auch ermüdenden Film. „It's okay“ sagt die Frau am Schluss zum Kätzchen – aber man spürt, dass eben nichts okay ist, nichts gut wird.

Odem – Lipstikka: Eine in England lebende, verheiratete Palästinenserin mit Kind wird am Tag nach ihrem Geburtstag von einer Jugendfreundin besucht – oder vielmehr heimgesucht. Die Fremde lässt sich nicht abschütteln und löst bei beiden Erinnerungen an ihre Beziehung, vor allem an ein traumatisches Jugenderlebnis mit israelischen Soldaten aus.

Mit eleganten Bildern wie aus dem Ikea-Katalog hat der Kanadier John Sagall diese Geschichte inszeniert, changiert gekonnt zwischen Gegenwart und Vergangenheit benützt das Nahostthema aber nur als Aufhänger für eine Geschichte über jugendliche Lust auf Abenteuer und jugendliches Begehren und den Reiz des Verbotenen.



Auch die Schauspieler überzeugen, aber viel zu gelackt ist die Oberfläche, viel zu glatt der Film, als dass er länger haften bleiben würde.

Our Grand Despair: Die beiden auf die 40 zugehenden Ender und Cetin sind seit der Schulzeit Freunde. Cetin war lange im Ausland, soeben ist er nach Ankara zurückgekehrt und zieht mit Ender in eine WG. Dort nehmen sie auf Bitte ihres in Deutschland lebenden Freundes Fikret auch dessen etwa 20-jährige Schwester Nihal auf, die unter dem Unfalltod ihrer Eltern sehr leidet. Zunächst spricht sie kaum ein Wort, doch langsam öffnet sie sich und schließlich kommt, was kommen muss:



Sowohl Ender als auch Cetin verlieben sich in Nihal. – Aber es passiert natürlich nichts in Seyfi Teomans Film. In höchstem Maße undramatisch plätschert die Handlung dahin, sämtlichen Plotpoints sind ins Off verschoben und bis zum Ende darf man sich fragen, ob es denn hier nun um eine platonische Freundschaft geht, oder ob Ender und Cetin doch schwul sind, Teoman sich aber nicht traut, das offen

anzusprechen.

Außer Konkurrenz:

Mein bester Feind: Im Österreich der 30er Jahre waren Viktor, Sohn eines reichen jüdischen Galeristen und Rudi, Sohn der Putzfrau von Viktors Eltern, Freunde. Als aber die Nazis in Österreich einmarschieren, sieht Rudi die Chance im neuen Regime Karriere zu machen, während Viktors Familie zunächst enteignet und dann deportiert wird. Als aber 1943 bei einem Staatsbesuch dem Duce eine Zeichnung Michelangelos, die im Besitz der jüdischen Familie war und nun auffindbar ist, übergeben werden soll, wird Rudi beauftragt Viktor aus dem KZ zu holen um ihn zur Herausgabe der Zeichnung zu zwingen. Doch das Flugzeug stürzt ab, nur Rudi und Viktor überleben und der KZ-Häftling Viktor tauscht mit dem SS-Offizier Rudi die Rolle.



Wo Tarantino eine wilde Farce entwickelte, versucht **Murnberger** in bravem Realismus zu inszenieren. Das ist zwar durchaus solide erzählt, verharmlost aber in gerade in seiner biedereren Machart die Nazigräuere, will Murnberger doch tatsächlich den Eindruck vermitteln, dass der Rollentausch so problemlos funktioniert. Daraus ergibt sich die verheerende Gleichung: KZ-Häftling sieht man seine Haft nicht an und ist gleich genährt wie ein deutscher Offizier.

Les femmes du 6eme etage (Service Entrance): Von spanischen Putzkräften und dem gehobenen französischen Bürgertum im Paris der frühen 1960er Jahren erzählt Philippe Le Guays in „Les femmes de etage 6“. Die noblen Damen und Herren übersehen die Arbeitsmigranten, die im Dachgeschoß leben, zwar lange, doch als die hübsche Maria bei den Jouberts eine Stelle antritt, erwacht das Interesse von Monsieur doch. Und langsam erkennt er, wie sein Leben in Routine erstarrt ist, er



förmlich tot im Leben ist und wie viel lebendiger die bescheiden lebende spanische Frauengemeinschaft ist. Da hat er bald nichts dagegen, dass ihn seine vor die Tür setzt und liebend gerne zieht Monsieur im Dachgeschoss ein.

Natürlich schaut man Fabrice Luchini bei seiner Wandlung gerne zu, genießt den Gegensatz von im Leben erstarrtem Bürgertum und vitaler Unterschicht mit markanten Frauenfiguren. Rund

und stimmig ist das erzählt, spielt aber nicht nur in den 60er Jahren, sondern schaut auch aus wie ein Film aus den 60er Jahren.

Almanya – Willkommen in Deutschland: Die Geschwister Samdereli verknüpfen die Reise einer seit 45 Jahren in Deutschland lebenden türkischen Familie in ihre frühere Heimat mit Erzählungen zur Geschichte ihrer Migration. – Unbefangen im Umgang mit dem Thema Migration bietet der Film Pointen von unterschiedlichem Niveau, setzt auf Klamauk statt auf differenzierter Schilderung. Ob man über die einzelnen Scherzchen lachen wird oder vielmehr den Kopf schüttelt, ist eine Frage des Humors, Erfolg beim Publikum dürfte dem Film jedenfalls gewiss sein.



Panorama:

Amador: Als lateinamerikanische Migranten haben es Marcela und ihr Mann Nelson nicht leicht. Er schlägt sich als Rosenverkäufer durch, doch das Geld reicht hinten und vorne nicht. Folglich nimmt Marcela einen Job als Pflegerin des bettlägerigen Mannes an. Langsam kommen sich der zunächst grantige Alte und die junge Frau näher, doch dann stirbt der Mann.

Nach sozialrealistischem Beginn entwickelt Fernando Leon de Aranoa seinen Film immer mehr in Richtung kuschelweiches Märchen. Sehr rund und sanft, aber auch mit einigen Längen und Wiederholungen erzählt der Spanier vom Leben und vom Tod. Der von „*La teta asustada*“-Hauptdarstellerin gespielten Magaly Solier schaut man durchaus gerne zu und doch ist nicht zu übersehen, dass diesem Film etwas mehr Ecken und Kanten täten.



Invisible (Man sieht es ihr nicht an): Die israelische TV-Redakteurin Nira erkennt in der etwa gleichaltrigen linken Aktivistin Lily eine Frau, die vor 20 Jahren Opfer des gleichen Serienvergewaltigers wie sie wurde. Nira knüpft Kontakt mit Lily und beginnt über die einstigen Ereignisse Nachforschungen anzustellen. Dadurch bricht bei Lily das Trauma, das sie verarbeitet, sondern immer nur verdrängt hat erneut hervor.



Dank ruhiger Inszenierung und starker Schauspieler ein einfühlsamer Film über die Langzeitfolgen einer Vergewaltigung, wobei Michal Aviad im Rückblick auf die vergangenen Ereignisse geschickt Archivmaterial von einem realen Fall einarbeitet und so Fiktion und Dokument vermischt.

Forum:

Utopians: Der Amerikaner Zbigniew Bzymek erzählt vom Yogalehrer Roger in einer psychischen Krise, die dadurch verschärft wird, dass seine Tochter die schizophrene Maya liebt. Ein starker Kontrast ergibt sich dabei auch durch den Widerspruch



zwischen der Zerrissenheit Rogers und seiner Tätigkeit Rogers als Yogalehrer, in der die Sehnsucht nach innerer Ruhe zum Ausdruck kommt.

Bzymek erzählt nicht chronologisch, entwickelt keine dramatische Geschichte sondern will vielmehr die psychische Situation Rogers und das Beziehungsgefüges des Trios vermitteln. Das

Sprunghafte, Labile und Unsichere des Yogalehrers kommt über die Form, die ziellose Szenenfolge, Schwarzblenden zwischen den Szenen, Wechsel zwischen intensiver Musik oder Geräuschkulisse und tonlosen Augenblicken zum Ausdruck. Zäh ist das zwar am Beginn, aber mit Fortdauer gehen einem die Protagonisten nahe, wirken sie doch durch den dokumentarischen Blick nicht mehr wie Filmfiguren, sondern wie alltägliche Menschen aus Fleisch und Blut.

(12 Kritiken)